

Leseprobe aus:

**Ryan Knighton**

# **Augenzeuge - Die Geschichte meiner Erblindung**

Ryan Knighton



rowohlt

Augenzeuge -  
Die Geschichte  
meiner Erblindung

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# inhalt

Wie man zu einer Geschichte kommt:

Ein Vorwort 9

Vorspiel 13

Höllische Diagnose 17

König Pontiac 35

Ryan allein zu Haus 61

Das klingt grau 76

Was ist los? 97

Hier? Da? Dies? Das? 119

Ich warte auf dich 128

Die Kakerlake von Pusan 150

Rory fehlt 192

Dschungel-Spaß 219

Was mir zu Ohren kommt 258

Ikealismus 277

Das Gesicht verlieren 296

Danksagung 303



## Wie man zu einer Geschichte kommt: Ein Vorwort

Seitdem *Augenzeuge* zunächst in Nordamerika erschienen war, hat sich das Buch langsam und unbemerkt zur Drehbuchvorlage gemausert. Was alles andere als in dieser Form vorgesehen war. Ich kann mir das nur so erklären, dass das Buch eine derart positive Resonanz hervorgerufen hat, dass die kinematographischen Entscheidungsträger zu dem Schluss kamen, sogar mich am Drehbuch Hand anlegen lassen zu können.

Lassen Sie mich kurz schildern, was passierte, als ich das Drehbuch schrieb, und was mich dies wiederum über das Geschichtenerzählen lehrte. Die Quintessenz ist so einfach wie aufschlussreich: Geschichten entstehen, wenn man nicht hinsieht.

Der Prozess einer fortschreitenden Erblindung hält im Laufe der Zeit etliche Lektionen für einen bereit. Manche habe ich ignoriert, andere aus purem Eigeninteresse verinnerlicht. So weiß ich zum Beispiel, dass man an einem Fußgängerüberweg besser beraten ist, die Ohren nach herannahenden Autos zu spitzen als auf das akustische Signal der Fußgängerampel zu vertrauen. Hätte ich diese Lektion nicht gelernt, wäre ich wohl längst platt wie eine Flunder.

Andere Lektionen lernte ich langsam, Stück für Stück. Und das war gut so. Ich verlor mein Augenlicht schleichend über fünfzehn Jahre hinweg. Wie gesagt, langsam. Ich bin von Natur aus langsam. Meine Netzhaut und der Rhythmus ihrer genetisch bedingten Selbsterstörung waren auf langsam pro-

grammiert. Manchmal erfordert meine Krankheit, Retinitis pigmentosa, mehr Geduld, als man sich vorstellen kann. Und die Fähigkeit, loszulassen.

Ich musste mich von vielen Dingen verabschieden, musste loslassen: vom Autofahren, dem Anblick meines eigenen Gesichts, von Anmut, Adlerblick, ausländischen Filmen, von Fenstern. Von Rot, Braun, Beige (wobei Beige nun wirklich kein Verlust ist) und, was mir am schwersten fiel, von meinem früheren Ich. Ein Typ, der sehen kann und den ich als Ryan kannte. Den habe ich seit Jahren nicht mehr gesehen.

Heute bleibt mir auf einem Auge ein Sehvermögen von einem Prozent. Wenn mir dies auch noch abhandenkommt, was jederzeit passieren kann, fällt mein letzter Vorhang zur Welt der visuellen Eindrücke da draußen endgültig. Wie verabschiedet man sich von so etwas? Es ist schwer und doch so einfach.

Aber ich bin nicht allein. Geduld war in diesen Jahren des langsamen Wandels mein Weggefährte und Ratgeber. Ich warte, harre der Dinge, die da kommen, und die Gewissheit, dass immer etwas passiert, ist ermutigend. Das meine ich mit loslassen. Man muss imstande sein, Geschichten passieren zu lassen.

Nehmen wir mein Missgeschick beim Sundance Screenwriter's Lab, zu dem ich 2008 eine Einladung erhielt, um das Drehbuch für den Film zu *Augenzeuge* zu schreiben. Genau, ein blinder Typ schreibt das Drehbuch zu einem Film. So tief ist die Branche inzwischen gesunken. Der Workshop fand im Skigebiet Sundance Resort im US-Bundesstaat Utah statt. Zwanzig Autoren logierten dort in der Abgeschiedenheit der verschneiten Wälder in Blockhütten. Jeden Tag traf man sich in der Lodge, dem Hauptgebäude des Resorts, das über einen Fußweg und viele – endlos viele – Stufen erreichbar war.

Schon nervös? Am ersten Morgen trat ich aus meiner Hütte und machte mich auf in Richtung Lodge. Meinen Gastgebern

hatte ich versichert, den Weg allein zu finden. Ich mag zwar blind sein, aber ich bin fünfunddreißig und Kanadier. Verdammst nochmal, natürlich kann ich den Weg durch den Wald allein finden, um frühstücken zu gehen. Wäre doch gelacht, oder?

So weit, so gut. Langsam – wie gehabt – stakste ich den Weg mit seinen Stufen und Windungen entlang, wobei ich mich am Plätschern eines Gewässers orientierte, das immer näher kam. Ich wusste, dass die Lodge an einem Bach lag. Der Schnee tat ein Übriges und dämpfte sämtliche Geräusche meines weißen Stocks, die für mich vermutlich aufschlussreich gewesen wären. Befand ich mich nun auf einem befestigten Feldweg oder einem naturbelassenen Trampelpfad? Mein sonst so verlässlicher Stock vermittelte mir nichts anderes als Schnee allerorten. Schließlich spritzte es auf, als ich mit dem Stock auf eine Wasseroberfläche schlug. Ich hatte den Bach erreicht. Musste wohl gleich da sein.

Aber als ich mich umdrehte und die Lage peilte, konnte ich nur Wasser rauschen hören. Ich war von Wasser umgeben. Ein Wassergraben? Ich schwang meinen Stock und machte ein paar Schritte in verschiedene Richtungen, was jedes Mal dazu führte, dass Wasser aufspritzte. Meine Verwirrung war vollkommen. Könnte es sich um eine Insel handeln? Eine Sturzflut vielleicht? In mir stieg Panik auf. Befand ich mich überhaupt noch in Utah? Ich wägte meine Optionen ab. Mir blieb nur eine.

Ich stand da. Und wartete. Und ließ los. Ich piff auf jeglichen Ehrgeiz, den Weg zum Frühstücken oder zurück nach Utah allein zu finden, und spekulierte darauf, dass einem meiner Drehbuchautorenfreunde auffallen würde, dass der bornierte Kanadier fehlt. Sie würden nach mir suchen. Und insgeheim vielleicht auch mit den Filmrechten an meiner Geschichte liebäugeln.

Nach einer halben Stunde – ich war bereits ordentlich durchgefroren – hielt ein Geländewagen neben mir, aus dem mexikanische Mariachi-Musik dröhnte. Eine zierliche Frau osteuropäischer Herkunft stieg aus und fragte, ob ich Hilfe brauchte. Sie musste klein sein, so viel stand fest, da ich ihren Akzent von irgendwo unterhalb des Eiszapfens vernahm, der mein Kinn zierte.

«Entschuldigung, ich suche die Lodge», sagte ich.

Schmunzelnd nahm sie mich am Ellbogen und führte mich. Wir gingen zehn Schritte scharf nach links. Dann öffnete sie die Tür zur Lodge. Der Schlüssel, loslassen zu können, lag auch in diesem Fall wie immer in meinem Leben und auf meinen Reisen darin, mich als Teil einer Geschichte zu verstehen. Eine Sache ergibt die andere. Also keine Panik! Der beständige Wandel liegt dem Drama, der Komödie, einer Welt bewegter Materie zugrunde. Das ist der Stoff, aus dem gute Filme und gute Bücher sind.

Lassen Sie sich das von einem Mann sagen, der bald völlig in die Welt der Finsternis eintreten wird.

Was zählt, ist der Wandel, nicht der Verlust. Danke für diese Erkenntnis, Sundance mit deiner wunderbaren Wildnis. Ich werde auch weiterhin Teil einer Geschichte sein – einer Geschichte, die über diese Seiten hinausgeht.

Ryan Knighton  
Januar 2009

## Vorspiel

In meiner Kindheit fuhren wir jeden Sonntag mit der ganzen Familie ins Umland von Langley, meiner Heimatstadt in British Columbia. Meine Großeltern betrieben dort direkt an der Grenze zu den USA eine Hobbyfarm. Auch mein Onkel und seine Freundin waren immer mit von der Partie, und sogar meine Urgroßeltern kamen regelmäßig zu Besuch. Unser Abendessen an diesen Sonntagen war beste britische Hausmannskost: Yorkshire Pudding, Kartoffelpüree mit Bratensoße, Roastbeef und verschiedene Beilagen, und ich ließ mir jeden Bissen schmecken. Wie ich überhaupt alles in jenen Tagen genoss.

Für meine beiden Brüder, meine Schwester und mich ließ die Farm nichts zu wünschen übrig – Schrotflinten, Kuhfladen, Elektrozaune, Pferde und ein altersschwacher Toyota-Pick-up, den wir nach allen Regeln der Kunst malträtierten und mit dem wir auf dem Ackerland hinterm Haus herumdüsten. Unsere Spritztouren endeten immer damit, dass ich im hohen Gras Pirouetten drehte und sich meine Geschwister am Dach und an der Heckklappe festkrallten.

In frühester Jugend war mein Onkel Brad so etwas wie ein Idol für mich. Er hatte lange Haare und trug einen Achtziger-Jahre-Pornobalken-Bart. Er war fast zwei Meter groß, fuhr einen orangefarbenen, aufgemotzten Chevy Nova und stapelte Pornohefte unter seinem Bett. Konnte es für einen Jungen etwas Größeres geben?

Als ich zwölf war, schenkte er mir eine Akustikgitarre,

trotzdem (oder vielleicht gerade deshalb) war mir entgangen, dass er bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr nur herumgammelt hatte. Außerdem war mein Onkel Bassist in einer Band; einer Band, die sich – Achtung: festhalten! – «Filmriss» nannte. Onkel Brad, *mein* Onkel Brad mit dem Nova, rockte also mit seiner Band «Filmriss». Der Typ von Mann, der sich schlichtweg weigerte, älter zu werden. Genau das war es wohl, was mich am meisten beeindruckte. Man konnte ihn in keine Schublade stecken.

Da ich ihn so sehr anheimelte, schmerzte es umso mehr, als er mich eines Abends bloßstellte. Während der Pubertät befand ich mich in einer schrecklichen Zwickmühle. Ich wollte mehr als Kumpel wahrgenommen werden und nicht als Kind, als Gleicher unter Gleichen, und deshalb wünschte ich mir nichts mehr auf der Welt, als vor Brad cool zu wirken. Ich musste einfach irgendwie auf Augenhöhe mit ihm und seinen Bandkollegen sein.

Die ganze Familie saß am Abendbrottisch beim Essen. Ich mampfte gerade einen furchtbar bitter schmeckenden Bissen Rosenkohl, als mein Onkel eine Grimasse in meine Richtung schnitt, ein dämliches Popeye-Gesicht mit der dazu passenden Comic-Stimme. Es ist schwer, als potenzieller Roadie wahrgenommen zu werden, wenn dich dein Idol wie einen Fünfjährigen hänselt, für den er dich immer noch hält.

«Aaargh», sagte er, als imitierte er einen Piraten. Wahrscheinlich war er wieder mal zugekiff. «Was schaust du mich so schräg an, du Schurke, du willst dich wohl über mich lustig machen? Ich massakriere dich gleich mit meinem Enterhaken!»

Er zog die linke Hand so weit zurück, bis aus dem langen Hemdsärmel nur noch seine Gabel herausschaute. Daran zappelte ein Stück Schinken, während er wild in der Gegend herumfuchtelte. Ich stellte mir unwillkürlich vor, der Schinken

sei ein Fetzen meines Gesichts, den er mit seinem Enterhaken herausgerissen hatte. Allein der Gedanke daran erzeugte bei mir einen noch größeren Brechreiz als der Rosenkohl. Es war mir ein Rätsel, was die Nummer mit seinem Piratengehabe sollte, und so schaute ich in die Runde, um herauszubekommen, ob irgendjemand einen Schimmer hatte, was zum Teufel er eigentlich wollte. Dem war jedoch ganz offensichtlich nicht so.

Dann kam er zum Punkt. «Schaut ihm einmal ins Gesicht», sagte er. «Ryan hat einen Silberblick oder so was, seht euch nur das linke Auge an. Seht ihr das? Er schielt irgendwie.»

Sofort richteten sich alle Blicke auf mich, und die versammelte Mannschaft gaffte mich an. Meine Mutter war die Erste, die ihm recht gab, und stieß diese Betroffenheit signalisierenden *Mein Gott, tatsächlich*-Laut aus. Einer der Anwesenden sinnierte, mein sonderbarer Gesichtsausdruck könnte mit dem Rosenkohl zu tun haben, ein anderer meinte, ich würde einfach nur blinzeln. Witze oder sarkastische Bemerkungen können in unserer Familie traditionell nur zwei Dinge bedeuten: Zuneigung oder Besorgnis.

Ich entschuldigte mich für einen Moment, stand vom Tisch auf und bemühte mich, nicht im Laufschrift ins Badezimmer zu rennen, was ich dann allerdings doch tat. Es stimmte tatsächlich, was Onkel Brad gesagt hatte. Mein linkes Auge schielte mich aus dem Spiegel an, und das Augenlid hing träge und schlaff herunter, viel weiter jedenfalls als beim rechten Auge. Ich zog es so weit nach oben, bis meine Gesichtszüge optisch gleichmäßig erschienen, aber als ich losließ, sank es aus dem vermeintlichen Normalzustand sofort wieder nach unten. Ich muss wohl gute fünfzehn Minuten mit den Korrekturmaßnahmen an meinem Auge beschäftigt gewesen sein, als meine Mutter an die Badezimmertür klopfte.

Sie wollte sich das Ganze einmal näher ansehen. Ich er-

klärte ihr, dass mir nichts weh täte und ich auch nicht unscharf sehen würde. Ich merkte nicht einmal, dass ich schielte. Meine Mutter sagte, sie würde einen Termin beim Augenarzt vereinbaren, und beschwichtigte mich, dass wahrscheinlich alles in Ordnung sei. Unsere Verwandtschaft mütterlicherseits hat seit jeher nicht die allerbesten Augen, und auch ich trug bereits Brillengläser, die eher den Böden von Flaschen glichen. Wahrscheinlich bedurften sie einfach nur eines kleinen Upgrades zu Ferngläsern, und der Fall war erledigt.

Da alles gesagt war und es auch nichts mehr zu tun gab, gingen wir zurück zu Tisch. Unser sonntägliches Abendessen ging mit dem gewohnt ausgelassenen Trubel über die Bühne, nur ich hatte irgendwie ein ungutes Gefühl. Als kleine Wiedergutmachung für seinen Piratenwitz blinzelte mir mein Onkel zu, und mein kleiner Bruder Rory lamentierte, dass ich immer alles bekäme und dass er auch einen Silberblick haben wollte, wenn ich schon einen hätte.

In der darauffolgenden Woche ging meine Mutter mit mir zum Augenarzt. Mein neues Brillenrezept änderte allerdings nichts an meinem Silberblick, und der Arzt konnte auch keine weiteren Beschwerden feststellen. Nichts Besorgniserregendes, meinte er. Vielleicht litt ich nur unter Krämpfen der Augenmuskulatur. Und das ginge vorbei. Damit war die Sache erst einmal ad acta gelegt und geriet schnell in Vergessenheit. Um mein Gesicht optisch gleichmäßig erscheinen zu lassen, setzte ich, wenn nötig, einen trägen Schlafzimmerblick auf. Die perfekte Tarnung. Mein veränderter Gesichtsausdruck schien niemanden weiter zu kümmern. Außer mir. Mein Silberblick hielt sich hartnäckig, war immer präsent, als wolle er ein Problem ins Blickfeld rücken, das mir entgangen war. Zumindest bis jetzt.

## Höllische Diagnose

Vladimir: «Ich frage dich, ob es dich unversehens überkommen hat.»

Pozzo: «Ich wachte eines schönen Tages auf und war blind wie Fortuna.»

*Samuel Beckett, Warten auf Godot*

Im Sommer 1987 – damals war ich vierzehn – zog ich meinen ersten richtigen Ferienjob an Land. Es war einfach genial. Alle meine Freunde mussten die nervtötende Routinearbeit in Vorstadt-Betrieben oder die üblichen Demütigungen in irgendwelchen Franchise-Läden ertragen, nicht so ich. Jason arbeitete fünf Tage die Woche Nachtschicht an einer Tankstelle und betankte meist die Monster-Trucks von echten Landstraßen-Cowboys mit Bierfahne. Jason sah sich nebst anderen paranoiden Hirngespinsten seiner Kundschaft mit dem Vorwurf konfrontiert, er würde sie verliebt anschauen. Also bitte nicht zu freundlich beim Säubern der Windschutzscheibe!

Andere Freunde von mir, unzählige McFreunde, wie wir sie nannten, standen an vorderster Front in militärisch straffgeführten Fast-Food-Lokalen. Die bekannten Markennamen hatten auch bei uns in Langley Einzug gehalten und drängten das heimische Ackerland zurück. Verwaiste Parkplätze und schwindsüchtige Ladenstraßen verunstalteten immer mehr das Stadtbild. Bald war ihr Anblick alltäglicher als die alten, heruntergekommenen Milchläden oder die üppigen, satten Moorgebiete. Aber was interessierte uns das schon? Wir wa-

ren vierzehn und hatten keine Kohle. Jede Neueröffnung kam hauptsächlich uns zugute. Jeder neue Franchise-Laden bedeutete einen Ferienjob und außerdem eine Anlaufstelle, wo man am Freitagabend seine Freunde treffen konnte, wenn man nicht gerade arbeitete. Essen und die Zeit totschiessen. Wir waren die neue Fast-Food-Generation.

Mein Ferienjob bedeutete einen völligen Paradigmenwechsel. Ich nahm eine Tätigkeit in Angriff, die die elitärste Nische aller nicht ganz alltäglichen, ja geradezu exotischen Berufe zu sein schien, die mir oder meinen Freunden bekannt war, einen echten Job, eine sagenumwobene Beschäftigung, die Engagement und wahrhaftiges Verantwortungsgefühl erforderte. Ich war Staplerfahrer.

Außerdem verdiente ich bei einem Stundenlohn von sechs Dollar fünfzig zwei Mäuse mehr als jeder andere, den ich kannte. Als wäre die gute Bezahlung nicht schon Anreiz genug gewesen, wurde in der Anzeige der *Langley Times* mit der Überschrift «Aushilfe gesucht» beschrieben, dass Staplerfahren eine der Hauptaufgaben im Außenbereich der Lagerhalle sei. Da stand ich nun, gerade einmal vierzehn, und hatte schon einen Fahrerjob, um nicht zu sagen, meine fahrerischen Qualitäten wurden nachgefragt, und wurde dafür auch noch bezahlt. Soll das etwa Arbeit sein? Die Glücksgöttin Fortuna hatte es gut mit mir gemeint, dachte ich mir, wirklich gut. Mein Vater verbrachte die meiste Zeit seines Arbeitstages ebenfalls hinterm Steuer, er taxierte Industriezaun-Anlagen in Vancouver und Umgebung. Damals gefiel mir die Vorstellung außerordentlich, wie wir beide auf Augenhöhe einem Sommer entgegen sahen, der alles verändern sollte, einem Sommer, in dem wir uns der neuen Bande bewusst würden, die uns fortan verbinden sollten. Wir wären nicht mehr nur Vater und Sohn, sondern quasi Berufskollegen mit der gleichen, eigenartigen Bräune. Wissen Sie, in der Art, wie man sie bei Leuten sieht,